

kirchlichen und mittelalterlichen Tradition zur Lehre vom Amt Christi“ zusammen. Unter ihnen ist im Vergleich mit den Veränderungen, die dann Luthers Konzeption bringen wird, besonders bedeutsam das zweite Kapitel „Die Tradition der politischen Theologie“ (28–48). Es hilft, einen Kurzschluss zu vermeiden. Er stellt sich ein, wenn z. B. bei den Begriffen wie „konstantinisches Zeitalter“ oder „landesherrliches Kirchenregiment“ unbeachtet bleibt, dass Kirche und Theologie stets versuchten, „regnum“ und „sacerdotium“ als „Ordnungsstrukturen der Welt“ und „sakrale Gewalten“ zu unterscheiden *und* zu verbinden.

In diesen beiden ersten Teilen stellt das Buch ein „opus magnum“ dar, dem Solidität und Verlässlichkeit zu bestätigen, vor allem aber weite ökumenische Beachtung und Wirkung zu wünschen ist.

Das lässt sich für seinen dritten Teil „Hauptgesichtspunkte zur Geschichte der Lehre vom Amt Christi seit Luther“ (305–389) nur eingeschränkt sagen. Zwar ist in Kp. X des § 26 („Die Lehre vom Amt Christi bei Calvin“, 305–328) wegen der systematischen Balance unentbehrlich. Doch lässt sich nicht übersehen, dass die Entdeckerfreude zu Luther die Wortwahl gegenüber Calvin gründlich missglücken ließ. So wie hier sollten wir von einer Gestalt mit dem Format des Genfer Reformators nicht sprechen. Aber auch der Fang, der in den §§ 27–30 (sie reichen von Johann Gerhard bis zu Albrecht Ritschl) an Land gezogen wird, befriedigt nur als allererste Übersicht. Wie sollte es bei den ungeheuren Veränderungen dieses Zeitraums auf 49 Seiten auch anders möglich sein? Noch misslicher ist schließlich, was in § 31 auf je zwei (!)

Seiten zum Amt Christi in der römisch-katholischen Lehre und im ökumenischen Gespräch gesagt wird.

Gab es niemanden, der der Autorin empfohlen hat, ihr opus magnum (es bleibt bei diesem Prädikat!) da und dort zu kürzen, theologiegeschichtlich mit der lutherischen bzw. reformierten Orthodoxie zu beenden und anstelle der §§ 28–32 eine eigenständige, zeitbezogene systematische Bewertung vorzunehmen? Von diesem Manko abgesehen legt das Buch in den beiden ersten Teilen Einsichten von solcher Tiefe frei, dass sie von keiner ökumenischen Theologie übersehen werden dürfen.

Hans Vorster

DEKADE ZUR ÜBERWINDUNG VON GEWALT

Fernando Enns (Hg.), Dekade zur Überwindung von Gewalt 2001 – 2010. Impulse. Verlag Otto Lembeck, Frankfurt am Main 2001. 168 Seiten. EUR 8,-.

Ohne das Engagement des mennonitischen Ökumenikers Fernando Enns auf der Vollversammlung des ÖRK in Harare 1998 wäre die Dekade zur Überwindung von Gewalt vermutlich nicht entstanden. Er ist nun auch der Herausgeber einer Sammlung von acht Beiträgen, die im deutschsprachigen Raum die Arbeit für die Dekade befördern sollen. Das wichtigste Stichwort dieses schmalen Bandes steht im Untertitel: Impulse. Denn interessante *Impulse* sind es, die dieser Band anbietet und die zum Weiterarbeiten einladen.

Der einleitende Beitrag von Konrad Raiser, dem Generalsekretär des ÖRK, ruft naturgemäß zuerst die Genese und den historischen Kontext der Dekade in Erinnerung, bevor er das „Ethos der

Gewaltfreiheit als Grundlage einer Kultur des Friedens“ thematisiert. Für ihn ist die Dekade „ein symbolischer Raum, in dem die wechselseitige Ermütigung und kritische Befragung stattfinden kann“ (28). Ihr Ziel ist „das Erlernen und Einüben der Spiritualität und Praxis der aktiven Gewaltfreiheit“ (30).

Fernando Enns greift in seinem Beitrag auf das ÖRK-Programm „Peace to the City“ zurück, nicht nur, weil es als ein wesentlicher Vorläufer der Dekade gelten kann, sondern vor allem, weil mit ihm exemplarische Zugänge aufgezeigt worden sind. Er zeigt auf, dass Ungerechtigkeit die zerstörerische Energie der „Gewaltzirkel“ immer wieder neu entfacht, so dass eine Öffnung dieser Teufelskreise nur durch gerechte Partizipationsmöglichkeiten und schöpferische Gemeinschaftsbildung erreicht werden kann. F. Enns rät im abschließenden Teil seines Textes, die theologische Reflexion des Gewaltphänomens zum Einen aus dem Nachdenken über die Trinität Gottes zu entwickeln, weil hier ein perfektes „Gemeinschaftsmodell“ erkennbar wird. Zum andern verweist er darauf, dass der Gedanke einer „Überwindung“ von Gewalt eschatologisch verstanden werden muss und folglich mit dem Zielgedanken des Reiches Gottes verwandt ist.

Einen ganz anderen, quasi detektivischen Zugang eröffnet der Heidelberger Neutestamentler Gerd Theissen. Er untersucht unter dem Thema „Gewalt gegen Frauen“ die „personale, strukturelle und kulturelle Gewalt gegen Frauen im Neuen Testament“ (51–82). Es ist ein aufschlussreicher Ansatz, der auch auf andere biblische Themen wie zum Beispiel die Gewaltmetaphorik in der Offenbarung des Johannes, angewendet werden sollte.

Der Beitrag von Herbert Froehlich behandelt die Verlautbarung der Deutschen Katholischen Bischofskonferenz „Gerechter Friede“ und macht damit exemplarisch deutlich, welche ethischen Verschiebungen sich ergeben, wenn die Reflexion nicht länger von einem „gerechten Krieg“ sondern von einem „gerechten Frieden“ ausgeht.

Vier Beiträge bieten Ausblicke auf Themenfelder, in denen Überwindung von Gewalt praktisch wird. Unter dem Thema „Gewalt im Film“ bietet Georg Lämmlin „Überlegungen zur Erfahrung, Verarbeitung und Überwindung“ von Gewalt. Wichtig erscheint hier vor allem seine Beobachtung, dass der Medienbezug der „Dekade“ derzeit noch zu schwach ausgebildet ist. Hier ist eine detaillierte Weiterarbeit ebenso dringlich wie in dem von der Juristin Margot Fleckenstein behandelten „Beitrag des Rechts zur Überwindung von Gewalt“. Leider kommt die internationale Diskussion zur Erweiterung des Rechts in Richtung einer „aufbauenden Gerechtigkeit“ („restorative justice“) nur in Andeutungen vor, als Hinweis auf „Täter-Opfer-Ausgleich“-Verfahren.

Auch die Beiträge von Frank Jöst zur Überwindung ökonomischer Gewalt (139ff) und Volker Lenhart zur Lehrplanentwicklung in Bosnien und Herzegowina sind aufschlussreiche Impulse, wie komplex und wie dringlich die Arbeit für eine Kultur der Gewaltfreiheit in den Sektoren Weltwirtschaft und Pädagogik ist.

Zusammengefasst: Wichtige Impulse, die nach Fortsetzung rufen. Wie wäre es, wenn der um die ökumenische Bewegung so verdienstvolle Verlag Lembeck sich die Aufgabe stellte, eine „Dekade-Reihe“ zu schaffen, in der mindestens ein Mal pro Jahr ein Sach-

buch zur Überwindung von Gewalt erscheinen könnte?

Geiko Müller-Fahrenholz

JERUSALEM

John N. Tleel, I am Jerusalem. Old City, Jerusalem 2000. 288 Seiten. Kt. \$25,-.

Dieses Buch des in Jerusalem geborenen, dort auch aufgewachsenen und bis heute in dieser Stadt lebenden Dentisten, der der griechisch-orthodoxen Kirche angehört, ist kein wissenschaftliches Buch, sondern eine Autobiographie, die zu lesen für alle unerlässlich ist, die sich mit der Situation Jerusalems im 20. Jahrhundert in religiöser, politischer und historischer Hinsicht befassen.

Schon der Titel drückt den Stolz des Verfassers wie auch die These aus, dass politische Mächte sich der Stadt nicht leicht bemächtigen können und immer wieder scheiterten.

Das in gut lesbarem Stil geschriebene Buch orientiert sich am Lebenslauf des Verfassers: Kindheit und Jugend während der britischen Mandatszeit, Studium der Zahnmedizin in Beirut (in diese Zeit fällt der erste jüdisch-arabische Krieg 1948/9), Leben und Arbeiten in der Altstadt zunächst unter jordanischer Herrschaft bis 1967, seitdem unter israelischer „Okkupation“, wie er immer wieder betont.

Die persönliche Tragik seines gesamten Lebens besteht darin, dass das Haus, das außerhalb der Altstadtmauer beim Neuen Tor stand und in dem die Familie zur Miete wohnte, 1948/9 verlassen werden musste und von Tleel nach dem Krieg im Juni 1967 nur mehr als Schutthaufen vorgefunden wurde. Zudem ist das andere Haus, das sein Großvater 1896 nur wenige Meter

außerhalb der Altstadtmauer im sog. Musrara Viertel gebaut hatte, für Familie Tleel nicht bewohnbar. In ihm wohnen seit 1949 mehrere jüdische Familien. „It is a heartbreaking experience to look at one's own house and property as a spectator“ (205). Tleel versteht sich als Flüchtling innerhalb Jerusalems.

Das Buch bietet dadurch, dass es in englischer Sprache geschrieben wurde, vielen Menschen die Möglichkeit, sich aus der Sicht eines griechisch-orthodoxen Christen Jerusalems, also eines Palästinensers, die Geschehnisse in Jerusalem schildern zu lassen. Dabei lässt er keinen Zweifel daran, wie stolz er über christliche Präsenz, speziell des griechisch-orthodoxen Patriarchates ist. „Conquerors and rulers, empires and powerful nations come and go, but the Patriarchs pre-existed, still exist, and will always exist“ (178). Das wird auch bei dem ökumenischen Engagement Tleels deutlich, das ich während meines mehrjährigen Aufenthaltes in Jerusalem beobachten konnte.

In seinem Stolz berichtet er über seine vielfältigen Begegnungen mit Patriarchen und Konsuln, aber auch mit jüdischen Israelis, wie z.B. sein Gespräch mit Menachem Begin, der seine Frau im Krankenhaus besuchte, als Tleels Vater daselbst im Sterben lag (244/5).

Allgemeine Kritik am Verhalten arabischer Politiker wie auch eigene Visionen vom Frieden beeindrucken den Leser. Es findet sich kaum Kritik am Patriarchat. Viele Detailinformationen zeigen, dass sich in Jerusalems Politik manches wiederholt. Der Hinweis darauf, dass die Briten die Wahl von Patriarch Timotheus erst 1939, also mit vier Jahren Verspätung Verzögerung bestätigten (82), erinnert an die noch nicht